

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Markgräfler. 1924-1932 1930

14 (31.7.1930)

Der Markgräfler

Freie deutsche Zeitung für das schaffende Volk in Stadt und Land
Erscheint halbmonatlich. Durch jede Postzeitungsstelle zu beziehen. Vierteljährlich Mt. 1.50

Nr. 14

Vörrach, 31. Juli 1930

7. Jahr

Die Mehrheit?

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen.
Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts hat? — —
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt
Um Brot und Stiefel seine Stimm' verkaufen!
Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen!
Der Staat muß untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt, und Unverstand entscheidet.

3. St. Elysium

Friedrich Schiller

Badener Heimattag 1930 Allzu Badisches — Fazit

Dieser hervorragende Aufsatz (von Franz Schneller?) erschien in der — „Basler N.Z.“ Wir werden in der nächsten Nummer des „Markgräfler“ auf dieses wichtigste Thema des badischen Kulturlebens zurückkommen.
D. M.

Karlsruhe, „die Grenzlandhauptstadt“, hat nun seinen Heimattag hinter sich. Ein volles Jahr lang hat die Presse in kurzen Pausen dafür getrommelt. Etwas wie eine feierliche Enthüllung des badischen Gesichts sollte der Zweck dieses Heimattages sein. Alle Badener der Welt sollten sich in Karlsruhe ein Stelldichein geben. Man rechnete vor allem auch auf regen Besuch aus der zweitgrößten badischen Stadt außerhalb Badens: New-York, hatte sogar die alemannisch sprechenden Neger der südamerikanischen Siedlung Blumenau eingeladen, denen allerdings das nötige Fahrgeld fehlte. Darin ging es ihnen leider nun wie den weißen Badenern anderswo, denn die Hoffnung auf den Riesenzustrom hat sich nicht erfüllt. Die große demonstrative Umarmung der heimattreuen Landsleute „aus allen Ländern der Welt“, wie es im Programmbuch stand, ist also ausgefallen. Und selbst von den vielen Extrazügen, die vorgesehen waren, sind nur ganz wenige gefahren. Sie waren schlecht besetzt. Es hat

also die Badener außerhalb Badens nicht gar sehr danach verlangt, in Karlsruhe das badische Gesicht zu schauen. Und der Ruf einer Zeitung „Stadt, putze dich!“ erübrigte sich ganz und gar. Für wen denn?

Die Karlsruher ließen schon eine Woche vor den Festtagen ein bißchen hinter die Kulissen dieses Heimattages sehen. So schrieb Prof. W. E. O., der selbst als Stütze dieser Heimatbewegung an der Spitze stand, im „Karlsruher Tagblatt“ über die Ausstellung von Künstlern aus Baden, die außerhalb des Landes wohnen: „Wie verhält sich unsere Ausstellung zur Qualitätsforderung? Nun, sie ging zunächst vom Biographischen aus und wählte unter den Einsendungen das Beste aus. Das ist in diesem Falle ein relativer Begriff, denn gemeint ist nicht das absolut Beste. Dies schied schon um deswillen aus, weil eine Reihe unserer besten auswärtigen Künstler sich fernhalten. Die Mitglieder der Badischen Sezession beteiligen sich nicht . . . Warum? Beileibe nicht aus persönlichem Hochmut. Sie stellen ja in Freiburg, Mannheim, Stuttgart aus, wenn . . . Ja, wenn hier Kunst um der Kunst willen gepflegt würde. Aber hier betreibt man Kunstpflege um des Verkehrs willen. Die Kunst soll eines

der Mittel sein, Menschen heranzuziehen. Man begradiert sie, wie noch anderes Geistige, um einer soziologischen oder wirtschaftlichen Einstellung willen. Kunst im Dienst der Reklame der Werbung. Die Sezession verwahrt sich gegen diesen Mißbrauch, nicht durch aktiven Protest, sondern durch Wegbleiben. Man darf ihr im Innersten dafür Dank wissen! — Man darf auch Prof. W. E. O. dafür Dank wissen, dies so offen ausgesprochen zu haben. Und Professor Oesterling zieht den ganz richtigen Schluß: „Die Einstellung der Unternehmer ist banal und deshalb falsch. Man ehre die Kunst um der Kunst willen und der wirtschaftliche Erfolg stellt sich von selbst ein.“ So gibt sich, um mit W. E. O. zu schließen, „das alte Deutschland ein Stellbichlein“. Wozu dann die Reklametöne über das Gesicht des badischen Grenzlandes?

Diese Veranstaltung hat aber noch eine andere ernste Seite. Hier ist viel Geld fast nutzlos vertan worden für eine angeblich kulturelle Sache. Geld, das sonst nie da ist wenn es gilt, etwas Qualitätvolles zu stützen, diente hier für einen Heimatrummel, an dem sich nicht nur der badische Staat, sondern auch das Reich beteiligte. Wie kommt das? Und wie ist es möglich, daß der badische Kultusminister nicht vom Räte der für ihn maßgebenden Professoren der Kunstschule Gebrauch machte? Wie ist es möglich, daß sie mit ihren Werken auf den Ausstellungen dieser Tagung so gut wie nicht vertreten sind? Da muß sich doch jeder Laie logischerweise sagen: wenn sie nicht berücksichtigt wurden, ist dies ein Beweis dafür, daß der Minister entweder nichts von ihnen hält, oder daß sie wirklich nichts taugen. Oder aber, sie taugen etwas und dann, — ja, was dann?

Doch zu den Ausstellungen selbst, ganz knapp einige Worte: da ist eine Hans Thoma-Ausstellung in der Badischen Kunsthalle mit 215 Nummern, sehr gut, mustergültig gehängt, mit wundervollen Zeichnungen aus Privatbesitz (so gut wie unbekannt). Eine Ausstellung, die von Seiten der Leitung der Kunsthalle ein geschicktes „sich aus der Affäre ziehen“ bedeutet. — Zur Charakteristik der oben erwähnten Ausstellung im Kunstverein kann nur gesagt werden, daß es in Großstädten sogenannte „Kunstläden“ gibt, wo „man“ ein Selbstbild für 50 RM. in breitem Goldrahmen ersteht. So ist diese. Und diesen Eindruck haben selbst jene Besucher des Heimattages mitgenommen, die zur Malerei „kein besonderes Verhältnis“ haben. — Eher qualitativ noch geringer ist die Schau „Badisches Kunstschaffen“. Unter den 291 Bildern sind höchstens ein halbes Duzend, die ernste Beachtung verdienen. Daß bei dieser Sachlage die offiziellen Werber die Stirne haben zu schreiben, die Ausstellung enthalte alle die in Baden lebenden Leute, soweit sie etwas zu sagen hätten, ist geradezu eine Herausforderung. Glücklicherweise sagen die Besucher dies nicht nur in Gesprächen. Es ist sicher, daß nach dem Verlaufen der Gäste diese Dinge in aller Öffentlichkeit erörtert werden. Denn wenn in unserem Freistaat, für den ja auch seit der sog. Revolution die Devise gilt, „freie Bahn dem Tüchtigen“, die kulturellen Verhältnisse sich bessern sollen, muß es endlich dahin kommen, daß die Verantwortlichen sich der Wahrheit mehr verpflichtet fühlen. Sie mögen zu ihrer Gewissensforschung sich den Vortrag von Professor Martin Heidegger (Freiburg) vor-

nehmen, den er, „Vom Wesen der Wahrheit“ betitelt, im Rahmen der Veranstaltungen des Heimattages hielt.

Als Positivum soll gebucht werden, daß es möglich war, Männer wie Mendelssohn-Bartholbi, Heidegger, Fendrich, Burte an einen Tisch zu bringen zu kurzer Aussprache, die — jeder in fünf Minuten — mehr Lebenswillen an den Tag legten und mehr von jenem badischen Gesicht zeigten, das die Tagung im Ganzen vermessen ließ. Es wäre dringend nötig, daß diese, vermehrt um einige Uebergangene, wie z. B. René Schickele, sich zusammensänden, um dahin zum Wohle der badischen Kultur zu gelangen, wohin die Arrangure des Heimattages gar nicht gelangen konnten. Man scheide die Wichtigtuere von den produktiven Kräften, die wirklich etwas zu sagen haben. Ihnen übertrage man das Sorgen um die Kultur. Sie nehme die Regierung als Berater. Unter dieser Bedingung wird das ganze Land den Heimattag Karlsruhe 1930 verzeihen. Und um einen eventuellen Einwurf zu entkräften, der sagen mag, daß ja bedauerlicherweise Persönlichkeiten, wie der Dichter Emil Strauß und die Mitglieder der Sezession abgelehnt hätten, gleich die Antwort: Sie sagten ab, aus einem kulturellen Reinlichkeitsgefühl, was W. E. O. ganz richtig vermutet hatte.

Noch eines hat sich gezeigt: man kann eine Stadt nicht „machen“. Karlsruhe war etwas, damals als der Hof führte. Es war allerdings auch damit nur eine künstliche Hauptstadt. Heute versuchen wollen, Karlsruhe zu einem geistigen Zentrum zu machen, ist absurd. Wozu auch. Laßt die Kräfte dort wirken, wo sie entstanden sind und sich wohl fühlen! Unterstützt die wirklich produktiven Kräfte auf Grund ihrer Leistung und schafft alle Vereinsgötter auf dem Gebiet des Geistes ab.

F. Sch.

Das „Badische Gesicht“

Ansprache

des Karlsruher Schriftstellers Heinrich Berl,
Vorsitzender der Gesellschaft für geistigen Aufbau,
bei der Eröffnung des Kongresses „Das badische Gesicht“.

Hochverehrte Festversammlung!

Herr Staatspräsident, Herr Oberbürgermeister!

Wenn mir der ehrenvolle Auftrag zuteil wurde, den Kongreß der Badener im Rahmen dieses groß angelegten Heimattages zu eröffnen, so muß ich zunächst meine Pflicht erfüllen und all den Persönlichkeiten für ihr Zusagen und ihr Erscheinen danken, das allein es ermöglicht hat, dem „badischen Gesicht“ zugleich ein „europäisches Gesicht“ zu geben. Denn das war von vornherein klar: gelang es nicht, dem Gesicht ein überlokales Aussehen zu geben, so lohnte es kaum, es zu schauen, es sichtbar zu machen.

Ereignisse pflegen in der Geschichte nicht zufällig zusammenzufallen, wenn ihnen historische Bedeutung zukommt. Daß in denselben Tagen, in denen unser badisches Grenzland vom Feind geräumt wurde, die Landsleute der ganzen Welt mit den Geistigen des Landes in Fühlung treten, daß sich beide gegenseitig anschicken, über ein reines Wiedersehen hinaus das Schicksal dieses befreiten Grenzlandes zu betrachten, das scheint mir mehr als Zufall, das scheint mir historische Notwendigkeit.

Es mag gewiß sein, daß man ursprünglich an diese geschichtliche Verkettung nicht gedacht hat, — aber war es nicht unsere unabweisliche Pflicht, daran zu denken? Wir sind hier zu einem Heimattfest zusammengetreten, — aber sind wir nicht ebenso sehr zur Festigung der Heimat zusammengetreten?

Das allein kann der Sinn des Kongresses sein, den ich zu eröffnen die Ehre habe und den man vielleicht einmal den „Karlsruher Kongreß“ nennen wird. Denn das Ergebnis erhoffen wir alle, daß man die Geistigen unseres Landes heranziehen wird, wenn es sich um die Fragen der Kultur und Grenzlandnot handelt, daß man ihnen Gehör schenken wird, wenn sie ihre Stimme verantwortungsbewußt erheben. Insofern haben wir gleich zu Beginn von einer Grenzlandkundgebung gesprochen: aus der Sichtbarmachung des badischen Anteils an der europäischen Geistesgeschichte sollte zugleich die Verpflichtung zur Anhörung der Persönlichkeiten in den Sachen der Grenzlandnot erwachsen.

Ich weiß, es gibt Skeptiker unter Ihnen, die sagen werden: ist denn die badische Landschaft einheitlich genug, um die Berechtigung zu einer einheitlichen physiognomischen Umschreibung des „Badischen Gesichts“ zu gewähren? Ist sie nicht vielmehr ein künstliches politisches Gebilde, zusammengesetzt aus einer Fülle kleiner und kleinster Territorialstaaten?

Es ist richtig: die badische Geschichte war bis zu Napoleon keine einheitliche. In einem dramatisch feingestalteten Buch: „Sigmund von Reichenstein, der Begründer des badischen Staates“, hat der Historiker der technischen Hochschule Franz Schnabel die Vorgänge beleuchtet, die zuletzt zu dem Gebilde geführt haben, das wir dann „Land Baden“ nennen. Aber abgesehen davon, daß das Prinzip der „natürlichen Grenze“ zumindest um Süden (Rhein) Westen (Rhein) Norden (Neckar und Main) ziemlich streng gewahrt wurde und daß insofern doch ein „organisches Gebilde“ daraus wurde: seit der Gründung des ehem. Großherzogtums ist die Geschichte Badens auf alle Fälle eine einheitliche, haben wir es mit einer Volksgemeinschaft zu tun, die trotz mancher Gegensätzlichkeit zur Einheit geschaffen ist. Die Gegensätzlichkeit ist die alemannische (mit dem Kulturzentrum Freiburg), die fränkisch-pfälzische (mit dem Kulturzentrum Heidelberg, Mannheim) und dazu kommt die fränkisch-alemannische Ausgleichszone (mit dem Kulturzentrum Karlsruhe). Konstanz und der Bodensee sind mehr dem alemannischen Gebiet, Baden-Baden und Rastatt dem Ausgleichsgebiet Wertheim und das Bauland mehr dem fränkisch-pfälzischen Gebiet zuzuzählen. Dank der landschaftlichen und kulturellen Gegensätzlichkeit des Oberlandes und Unterlandes ist gerade das Mittelgebiet, (Karlsruhe — Baden-Baden — Rastatt) besonders fruchtbar. Denn Gegensätze sind dazu da, sich anzuziehen. Und in der Tat, immer ist die Geschichte der beiden Hauptstämme durch die Landeshauptstadt gegangen. Obwohl vorwiegend fränkisch, sind alle bedeutenden Alemannen von Hebel bis zu Thoma und Burte (nur um diese Namen zu nennen) durch Karlsruhe hindurchgegangen.

So treffen sich auch heute wieder Alemannen und Franken, wenngleich nicht vergessen werden darf, daß diese Persönlichkeiten längst über die reinen Stammesbegriffe hinausgewachsen sind und daß sie sich oft von vornherein nicht mit diesen fassen lassen. . . . Betrachten Sie die Persönlichkeiten ihrer Geburt nach, so finden Sie eine Ge-

bietsverteilung, die sich über ganz Baden erstreckt. Auf diesen Gesichtspunkt mußte Rücksicht genommen werden, sollte sich das geistige Gesicht mit dem landschaftlichen Gesicht decken. Ein solcher Kongreß kann nicht die Aufgabe haben, erschöpfend in der Auswahl der Persönlichkeiten, wie in der Thematik zu sein. Er will nur als Querschnitt angesehen werden. Aus den verschiedensten religiösen, politischen, geistigen Richtungen treffen hier Menschen zusammen, und zeigen ihr Gemeinsames lediglich im Willen zu einer Volksgemeinschaft, der sie schicksalsmäßig verbunden sind. Daher darf ihre Rede nur von der persönlichen, nicht von der sachlichen Einstellung beurteilt werden. Es sprechen Historiker, Philosophen, Dichter, Schriftsteller. Keinesfalls aber bedeutet das, daß nicht ihr Sachliches wichtiger sei als ihr Persönliches. Indem jeder Redner ein Sachgebiet vertritt, wirkt er sachlich tiefer, je persönlicher er sich gibt. Daher sprechen wir auch von einem badischen Gesicht, nicht vom „badischen Land“ oder vom „badischen Geist“ — das Gesicht ist das menschlichste am Menschen, das Persönlichste.

Hochverehrte Festversammlung! Es kann nicht meine Aufgabe sein, Ihnen mehr zu sagen, als Ihnen der Kongreß nur sagen kann. Ich bin zufrieden, wenn es mir mit diesen wenigen Sätzen gelungen ist, Ihnen zu zeigen, in welchem geschichtlichen Augenblick der Kongreß, der Heimattag, wir, Sie alle stehen. Ueber das Ergebnis können wir uns erst unterhalten, wenn der Kongreß zur Tatsache geworden ist. Noch stehen wir an der Pforte und wissen nicht, ob wir den Weg ins Innere finden. Wir glauben es und wir bitten, es mit uns zu glauben.

Lothar

(Dank an ein edles Pferd)

Müd im Dämmer schlichen wir hin,
Ein Trüpplein grauer Soldaten,
Abgelöst aus der Front zu ziehn,
Wo die Hölle entfesselt schien,
Im Springsturm der Granaten.

Stiegen auf Trümmern im Sinn wie stumpf
Durch Trichter und über Leichen,
Säule lagen mit prallem Rumpf
Neben dem Damm im Miletsumpf,
Zerschossene Prozen und Speichen.

Stiegen den Berg hoch im weissen Gras,
Das Schwefeldämpfe verzehrten,
Trüb lag die Reimser Straße im Gas,
Auf einem Randstein am Steinbruch saß
Mein Bursche mit den Pferden.

Steil hat mein Brauner die Ohren gespißt,
Er schnob mich an mit den Müstern,
Schaute nicht lang, wie das Sattelzeug sitzt,
Pulververqualmt und staubverschwißt,
Liebkoste ich ihn mit Flüstern.

Weich sein Hauch floß ums Gesicht,
Wie Balsam für alle Plagen,
Und im Auge trug er ein Licht,
Keiner als wenn die Geliebte spricht:
Da fing es an zu tagen!

Heidelberg

Urban Greif

Das Talerschießen bei Almonacid

Historische Miniatur von Urban Greif

Zu den in der badischen Heimat vergessenen Anekdoten gehört dieses Talerschießen. Um Unsterblichkeit zu haben, braucht Achill eben Homer, und leider hat Johann Peter Hebel wie alle Gebildeten seiner Zeit keinen Blick für die kriegerische Tat gehabt, um sie der Ewigkeit aufzuzeichnen. Es ist für uns heute beschämend zu lesen, wie wenig der „Rheinische Hausfreund“ des in der Fremde vergossenen Heimatblutes gedenkt, insbesondere ist kein Sterbenswörtlein den heldenmütigen Kämpfern in Spanien geweiht; unter allen Kalendern jener Zeit zeichnet sich hierin nur der „Rastatter hinkende Bote“ vom Jahre 1813 aus, der den Capitän Leopold von Holzling für eine an die badischen Jäger in Hersfeld erinnernde Tat verherrlicht. Aber dieser mit plumpem Holzschnitt verzierte Kalenderbericht konnte sich nicht gegen die Kunst Hebels behaupten, niemand kennt mehr die einst in der Armee weit mehr als Linggs Tat bekannte Hochherzigkeit Holzlings. So ist auch die heitere Geschichte dieses Talerschießens in den Staub der Archive verbannt, ein Soldatenlesebuch des fünften Regiments hat sie schlecht und recht aufbewahrt. Die folgenden Zeilen sind meinem in Form von Denkwürdigkeiten geschriebenen Roman „Abenteuer in Spanien“ entnommen:

„Am 11. August 1809 rückte der französische General Sebastiani mit seinem Korps, zu dem auch die Deutsche Rheinbünddivision gehörte, gegen Almonacid vor, wo sich Venegas mit 40 000 Spaniern aufgestellt hatte, um den von der Schlacht bei Talavera geschwächten und nur mit 20 000 Mann anrückenden Franzosen den Sarau zu machen.

Dieser Ort hat seinen Namen von dem großen Eid el Campeador, der im 11. Jahrhundert hier einen vernichtenden Sieg über die Mauren erfochten hat; der ehrgeizige Venegas hoffte wohl, daß die Geister der Heroen ihm helfen würden. Es wäre aber für ihn besser gewesen, er hätte auf diese stolze Romantik verzichtet und sich lieber mit Wellington und Cuesta vereinigt, denn blinder Eifer schadet nur.

Für einen militärisch geschulten Menschen ist eine Schlacht in ihrer schrecklichen Art ein Kunstwerk von angespanntester Ausdruckskraft. Immer war so für mich die Landschaft, in welcher sich ein Gefecht abwickeln sollte, zur höchsten Anschaulichkeit verlebendigt. Die Gegend von Almonacid mußte allerdings ganz besonders ein in dieser Hinsicht erregbares Gemüt in die hellste Spannung versetzen.

Dieses Dorf liegt in der Provinz Toledo, drei Leguas von dieser Stadt und viertelhalb vom Tajo entfernt, am Fuße eines felsentahlen Spitzberges, dessen höchste Spitze gerade über den Häusern von den Trümmern eines maurischen Schlosses gekrönt ist. Die seitlichen Ausläufer dieses steilen Berges ziehen sich von Westen gegen Osten. Der Dorftrand gleitet in das tief ausgewaschene Flussbett des Guazalate hinab, das allerdings in dieser Jahreszeit völlig ausgetrocknet ist.

Auf seinem andern Ufer erhebt sich steil eine neue Hügelgruppe, sie ist etwa einen Kanonenschuß weit von den maurischen Ruinen entfernt, doch wird sie beträchtlich von dem die ganze Gegend beherrschenden Spitzberg überragt. Ihre gegen uns gerichtete Abhangseite verliert sich allmählich auf die Einsiedelei San Blas.

Wenn man von Burgillos kommt, tritt man plötzlich in eine ebenere Gegend, die rechts von der lang hingedehnten und steilwandigen Sierra de Nambroca begrenzt ist. An diesem Höhenzug entlang führt über San Blas die Straße nach Mora, während die nach Almonacid mitten durch dieses breite Talgelände zieht. Links vom Angreifer aus machen unbedeutende Hügelwellen demselben einen anmutigen Abschluß, sie sind mit Olivenwäldern und Weingärten bepflanzt, die vielen in den Löss gegrabenen Hohlwege erschweren den Anmarsch vom Tajo her. Dieses fruchtbare Land in dem Talraum und rechts jenseits all dieser Berge ist eine wahre Kornkammer an köstlichem Weizen.

Die französische Armee rückte durch dieses Tal in zwei Kolonnen gegen die Berge von Almonacid vor, die rechts auf der Straße nach Mora marschierende war von der Deutschen und Polnischen Division gebildet. Bei San Blas machten wir Halt, um die linke Kolonne auf die gleiche Höhe mit uns kommen zu lassen. Ich holte mein Fernrohr aus der Tasche und richtete es auf die feindliche Stellung; fast zur gleichen Zeit kamen König Joseph und General Sebastiani zur Beobachtung dicht an uns herangesprengt.

Venegas hatte die beschriebenen Berghöhen bei Almonacid mit drei Treffen besetzt, wovon die erste Linie auf der vor dem Dorf gelegenen Hügelgruppe aufgestellt war, während die zweite und dritte den Spitzberg und seine seitlichen Ausläufer verteidigte. Die spanische Reiterei war auf beiden Flügeln dieser glänzend gewählten Stellung zum Einhauen bereit, doch war von den uns gegenüberstehenden Schwadronen vorerst nichts zu sehen, da sie durch einen Olivenwald verborgen blieben. Offenbar versäumte hier Sebastiani, unserem rechten Flügel Reiterei zur Unterstützung zuzuteilen; in der Ebene rechts von San Blas wäre Raum zur Entfaltung und zum Einhauen auch Gelegenheit gewesen.

Sobald wir bei San Blas aufmarschierten, wurde die Schlacht durch eine heftige Kanonade eröffnet. Die feindliche Artillerie schoß an diesem Tage sehr wirksam, es machte sich auf unserer Seite eben bemerkbar, daß bei Talavera viele Offiziere dieser Waffe ausgefallen sind, auch der badische Kapitän von Lasselave war verwundet worden und nahm an diesem Kampfe nicht teil. Unser linker Flügel hatte besonders unter dem gut geleiteten Feuer der Spanier zu leiden, während wir Deutschen und Polen durch andauernde Vorwärtsbewegung schwerer zu fassen waren.

Diese beiden Divisionen hatten den Auftrag erhalten, die Stellung des Feindes zu umgehen und ihn in seiner linken Flanke zu packen. Während wir ins Tal vor San Blas hinabmarschierten, erhielten die Polen den Auftrag, die Hügelgruppe vor Almonacid und den Spitzberg wegzunehmen. Ich liebe dieses Volk wegen seiner begangenen Greuel nicht, aber die Gerechtigkeit des Chronisten verlangt es, seine Tapferkeit und Todesverachtung zu rühmen. Die Polen stürmten in kurzer Zeit die ersten Höhen der vorderen Hügelgruppe, während die Deutsche Division in fünf Vierecken ihren Marsch in der Ebene fortsetzte, an der Spitze marschierte unser vereinigttes Voltigeursbataillon.

Die Spanier verließen ihren vorgeschobenen Posten in wilder Flucht und zogen sich auf den höchsten Rand der ersten Stellung zurück; zwar kamen die feindlichen Schwadronen jetzt aus ihren Olivenwäldern hervor, aber ihre Bewegungen waren zögernd und nicht sehr angriffslustig.

Die Polen waren dem Feind sofort nachgebrängt, doch zweimal wurde ihr Sturm auf die Hügelkrone abgeschlagen. Da kam der Oberst Allemand vom Generalstab angesprengt und führte das badische Regiment zu ihrer Unterstützung nach links. Major Hennig ermahnte uns kurz, so zu fechten, als ob die Augen unseres toten Obersten auf uns gerichtet seien, dann ging es mit schlagenden Tambouren vorwärts.

Wir Badener waren so in die Polnische Division des Prinzen Sulkowsky eingeschoben, daß wir die Front der Hügelgruppe vor uns hatten, während jene zum Angriff in der rechten und linken Flanke vorgingen. Selten ist unser Regiment in so prächtiger Ruhe und Ordnung ins Gefecht gezogen, die türkische Musik rauschte, und die zerlöchernten Fahnen flatterten; mit dem Gewehr im Arm marschierten unsere Leute in den Kugelregen hinein. Der König Joseph sandte uns einen Adjutanten nach und ließ das Regiment zu seiner Haltung beglückwünschen.

Gleichzeitig gingen die Polen beiderseits mit wütendem Eifer vor, sie fochten für die künftige Gestaltung ihres zerrissenen Vaterlandes, mit furchtbarem Geschrei fielen sie in die Stellung des Feindes ein. Von der Anhöhe rollten die feurigen Salven der Geschütze und des Kleingewehrs. Dabei war der Aufstieg überaus beschwerlich, wir mußten dauernd über Felsen und Abgründe klettern.

Als wir Badener mit dem gefällten Bajonett zum letzten Ansturm liefen, prallten wir heftig mit der Wallongarde zusammen, sie trugen eine Uniform aus Blau mit Rot und weißen Schnüren und sahen gut aus. Es kam mit ihnen zu einem blutigen Handgemenge, das aber rasche Entscheidung fand, da die Polen auf den Flügeln den Feind bereits den Abhang hinunter nach der Guazalate warfen.

Ein vollbärtiger Wallonensappeur schwang gerade über Franz Kaver Riegel seine Art, als ein Kerl aus unserer ersten Grenadierkompagnie den Feind niederschoss. Ich schlug mich indessen mit einem gewandten Burschen herum, Bajonett gegen Degen, und war gegen die schwerere Waffe sehr im Nachteil dabei, als jenem sein spitzes Eisen am Gewehr plötzlich abbrach, fast gleichzeitig zerschlug ich ihm mit einem bösen Hieb den rechten Handwurzelknochen. Da ergab er sich.

Der Kampfplatz war dicht mit Leichen bedeckt, unser braufendes Vivat scholl hinter dem flüchtigen Feind, der kopflos nach dem Spitzberg zueilte. Nie ist der Mann schöner, als wenn er siegreich mit flammender Gesichtsröte seinen Jubel in die Luft stößt.

Bei diesem Sturm fehlte es nicht an einem lächerlichen Zwischenfall. Ein Soldat erhielt im linken Oberschenkel einen Fleischschuß, und als er sein Bein entblößte, zog er aus der unbedeutenden Wunde ein französisches Fünffrankenstück. Sofort verbreitete sich unter den Kerlen das Gerücht, die Spanier würden aus lauter Hohn und Uebermut mit silbernen Talern schießen, und es hub ein wahrhaft heroischer Wettlauf auf die Geschütze an. Wurde dabei so ein rechter Geldnarr verwundet, so hochte er sich unbelümmert um das Feuer auf den Boden und suchte erst nach dem vermeintlichen Taler, ehe er ans Blutstillen der Wunde dachte. Groß war die Enttäuschung an der eroberten Batterie, als die Munitionswagen nichts als Blei und Kugeln enthielten. Der Vorfall hat sich später so aufgeklärt, daß einem schwerverwundeten Polen ein Eisenstück mit solcher Wucht durch die pralle Börse gefahren war und jenen Taler dem er-

staunten Nebenmann in den Schenkel getrieben hatte, es wurde viel gelacht über diesen blutigen Scherz Bellonas.

Während unseres Sturmes hatte die spanische Reiterei vom linken Flügel ihrer Aufstellung endlich einen Vorstoß gegen die unentwegt anrückende Deutsche Division unternommen. Ihr Anritt geschah so schräg aus der Flanke, daß unser hinter der Armee aufgestellter Troß in jämmerliche Panik geriet, aber plötzlich schwenkten die Schwadronen rechts in die Linie und sprengten im Galopp auf die Bierecke los. Der General von Schäffer ließ den Feind ruhig auf 50–60 Schritte herankommen, die Infanterie stand dabei unbewegt mit fertigem Gewehr, ein Zeichen des schönsten Zutrauens, da kartätschten die Stücke unserer Artillerie verheerend in die donnernde Reitermasse. Als bald wälzten sich über zweihundert Koffe und Dragoner auf dem Boden, wir konnten vom Berg diesen Vorgang genau beobachten, und in wilder Flucht brausten die verdutzten Spanier davon, ohne daß unsere Infanterie auch nur einen Finger krummgemacht hätte.

Indessen hatten sich die Polnische Division und das Regiment Baden wieder zu Bierecken gesammelt, und die beiden Divisionen rückten auf gleiche Höhe, um alsbald mit Nachdruck ihren Flankenmarsch längs des Schloßberges fortzusetzen. Zwar versuchte die feindliche Reiterei, verstärkt durch das rottragige Regiment Alcantara, noch einen Angriff auf die polnischen Bierecke, der tapfere Prinz Sulkowsky ließ ebenfalls die Dragoner bis auf 30 Schritt angaloppieren, dann erst gab er das Zeichen zu einer allgemeinen Salve aus Geschütz und Gewehr. Die Wirkung war abermals verheerend, wieder wälzte sich ein furchtbarer Knäuel von Koffen und Menschen sterbend vor uns, der Rest jagte in entseffelter Unordnung davon.

Jetzt bemerkten wir endlich auch die Entlastung durch unseren linken Flügel. Die Divisionen Sebastiani und Desolles griffen mit Ungestüm in Front und in linker Umgehung den Spitzberg an. Ohne einen Schuß zu tun, erklimmen die wackeren Soldaten den Felsenhang, der Feind prasselte ein wütendes Feuer auf sie hernieder, aber die Schüsse lagen fast alle zu hoch. Nach einem erbitterten Nahkampf wurde der von drei Seiten umzingelte Feind in der Richtung auf Mascaraque geworfen. Dort setzte er sich in dem schon erwähnten Olivenwald abermals fest, um unter der Mitwirkung von 43 Kanonen und Haubitzen aus leicht erhöhter Stellung unseren rechten Flügel, dem damit auch die letzte Entscheidung dieser Schlacht zufiel, nachdrücklich aufzuhalten.

Unser erster Versuch, diese Stellung des Feindes zu überrennen, blieb vergeblich. Die Wirkung des feindlichen Feuers, das in schönstem Kernschuß gegeben wurde, war furchtbar in unseren Reihen, oft zerschmetterte eine einzige Kugel 8–10 Mann. Als die starke Reiterei der Spanier im Trab gegen uns anrückte, veränderten wir die Marschrichtung ausweichend nach halbrechts, um uns in dem durch Rebgärten und Olivenfelder verschnittenen Gelände zu decken. Aber der hier von General Giron, der später als Marquis von Amarillas zu höchstem Ruhm gelangte, zu größter Tapferkeit angetriebene Feind folgte rasch dieser Bewegung und umschloß uns in einem Halbkreis.

Die Lage wurde jetzt in fieberhafte Spannung gesteigert, als die Spanier im Galopp ihr Geschütz vorbrachten. Eine

halbe Stunde lang waren wir ihrem tollen Feuer ausgefetzt, ohne ausweichen zu können, es mögen in dieser Zeit über 3000 Schuß gefallen sein. Hierbei hat sich ganz hervorragend unser Bataillonsarzt Boch verhalten, der mit seltener Ruhe den Verwundeten im stärksten Artilleriefeuer den ersten Verband anlegte.

Im Augenblick der gefährlichsten Entscheidung nahm der General von Schäffer die Regimenter Nassau und Holland und führte sie unter Mitwirkung von drei Geschützen heftig in die linke Flanke des Gegners. Gleichzeitig folgte das 5. französische Dragonerregiment dieser entschlossenen Bewegung und sprengte mit verhängten Zügeln gegen den Feind. Dieser deutsche General hatte mit dem ihm eigenen Scharfblick und kalten Mut die günstige Minute erkannt, denn ohne vorherige Verabredung wurde zur selben Zeit auf allen Fronten der Angriff weitergetragen, und Marschall Jourdan hatte die bisher untätige Reiterei Milhauds und Merlins in der Richtung auf Mascaraque vorgejagt.

Damit drohte der spanischen Armee die Gefahr, auf beiden Seiten überflügelt und umzingelt zu werden; als wir mit schlagenden Tambouren auf den Olivental zogen, liefen die Feinde in überstürzter Flucht davon.

Die herrlichen Weizenfelder bei Mascaraque waren durch aufsnallende Pulverwagen und frachende Geschosse in Brand geraten, mitten durch diese wogenden Flammen wälzte sich die kopflose Flucht, wir wateten wie Schwimmer nach, die französischen Reiter prasselten an uns vorüber, alles wie bei Medelin niedermetelnd, so ging es ohne Atem drei Leguas weit bis Mora, es war schaurig und schön zugleich.

Begleiter nach Mora waren uns die Leichen und die Verwundeten. Überall war der Boden mit weggeworfenen Waffen und umgestürzten Wagen bedeckt. Herrenlose Pferde jagten in prächtiger Wildheit durch das weite Feld. Am Wegrand sah ich 19 Mönche mit gespaltenen Köpfen liegen, sie trugen über den Rücken Säbel und Patronentaschen, ihre Gewehre lagen zertrümmert neben ihnen. Verwundete wimmerten um Hilfe oder um den Gnadenschuß, die Nacht war barmherziger als wir Menschen, sie hüllte den Greuel in ihre Schatten.

Wir Badener gingen mit den Kameraden dieses Tages bei Mora zur Beiwacht über, bald kochten die Feldkessel an den flackernden Feuern, es wurde geschmort und gebraten, jubelnd brachten die Kerle Wein herbei, ein wildes Gelage brauste zum Himmel, bis der Schlaf jäh den tollen Lärm erstlichte.

Ich sage nicht, daß ich mit meiner Meinung recht habe, aber ich war unter jenen Sternen bei Almonacid bei jener wilden Weisheit angelangt, die das Leben nur um der Gefahr willen schön findet.

Nach französischen Berichten verlor der Feind in dieser nur drei Stunden dauernden Schlacht 4000 Tote und Verwundete, 35 Kanonen, 100 Munitionskarren, 200 Packwagen und dabei an 1600 Pferde und Maultiere, ferner 3000 Gefangene. Der Verlust auf unserer Seite belief sich auf 2600 Mann, die tapferen Polen hatten 47 Offiziere und 1065 Leute verloren, wir Badener 10 Tote und 36 Verwundete.

Hier möge der Bericht über das Talerschießen von Almonacid aus den Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Karl Franz von Holzling abbrechen, die ich als ein ehrendes Denkmal für unsere in Spanien hingeopferten Landsleute aus dem Schlaf der Archive erweckt habe.

Landesverteidigung

Von Generaloberst von Seect
erschien im Verlag für Kulturpolitik, Berlin, 1930
eine Schrift obigen Titels. (D. M.)

Auch für Deutschland ist die Wehrfrage seit 1919 ein Problem, nicht nur aus inneren, sondern auch aus äußeren Gründen. Seect schreibt in der Einleitung seiner Schrift: „Deutschland wird sich mit der Frage seiner Wehrhaftigkeit beschäftigen müssen. . . Wir tun gut, die Zeit uns auf gezwungener Unfreiheit auszunützen, um uns über die Theorien auseinanderzusetzen und klar zu werden, damit dieser innere Kampf ausgefochten ist, wenn einmal die Stunde der Freiheit schlägt.“ Wie der ehemalige Chef der Reichswehr sich die militärische Entwicklung der Zukunft, und damit auch Deutschlands denkt, ist u. a. aus seinen Vorträgen in der Schweiz vom letzten Winter her bekannt. Das verhältnismäßig kleine Berufsheer (für Deutschland fordert Seect 200 000 Mann) bildet den Hauptbestandteil des Wehrwesens: „In ihm als Machtmittel des Staates und als Schützer seiner Unabhängigkeit verkörpert sich recht eigentlich der Staatsgedanke.“ Daneben besteht das auf allgemeiner Dienstpflicht beruhende Volksheer mit etwa dreimonatiger Rekrutenausbildung. Militärisch bildet es gewissermaßen die „zweite Verteidigungslinie“; seine ideell-politische Aufgabe ist es, „dem gesamten Volk die Pflicht der Selbstverteidigung vor Augen zu führen“. Ueber den Zusammenhang von Neutralität und Rüstung äußert sich Seect in beachtenswerter Weise: „Ob ein Staat (Seect denkt dabei an Deutschland) seine Neutralität aufrecht erhalten kann, darüber entscheiden nicht nur seine eigenen Wünsche sondern ebenso die der andern. Ein Staat, ob klein oder groß, der es unterlassen hat, vertrauend auf seine Neutralität, seine Selbstverteidigung zu sichern, ist eine vollkommene quantité négligeable bei einem ausbrechenden Völkerringen.“ Beherzigenswert scheinen uns ferner die Feststellungen von Seect, daß Material und Zahl nie die Qualität des Einzelnen ersetzen können: „Das Sinken der Qualität der Truppe unter gleichzeitiger Steigerung der Zahl und des Materials führte zum Stellungskrieg. . . Es waren einfach zu viel Menschen da. . . Die Verminderung der Qualität zugunsten der Zahl traf mit einer Entwicklung zusammen, welche eigentlich nach der Gegenseite hätte führen müssen. Das war die schnell steigende Entwicklung der Waffentechnik. . . In diesem Streit zwischen Wert und Zahl müssen wir zu dem Schluß kommen, daß gesteigerte Technik und verfeinertes Material erhöhte Ansprüche an die Qualität des Kämpfers stellen, und nicht zu dem Trugschluß, daß beide den fehlenden Wert ersetzen können.“

Was für das Kriegswesen gilt, gilt unter veränderten Umständen doch auch für die Politik. Deren verfeinerte und vermannigfaltigte Technik verlangte eigentlich immer mehr Wissen und Können. Dabei entscheiden aber im Parteienkampf und in den Parlamenten immer mehr nur Masse und Zahl. Kein Wunder, daß die Kunst der Staatsführung, die Politik, zu einem Dauerstellungskrieg ausgeartet ist.

S. O.

Der Kaiser-Wilhelm-Kandidat

Man muß uns mißverstanden haben. Wir lasen im Vorwärts, bei Mosse, in der Germania, in der Frankfurter Zeitung, daß wir gegen die Wahl des verflochtenen Kultusministers Becker zum Präsidenten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft seien. Aber nein, wir haben nur erzählt, daß im Senat der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft eine lebhafteste Opposition gegen die Kandidatur Becker herrsche, weil seine Wahl eine Politisierung der Gesellschaft bedeuten würde. Wir selber kommen bei näherer Betrachtung zu dem Schluß, daß es gar keinen berufeneren Kaiser-Wilhelm-Kandidaten geben kann als Herrn Becker. Hat doch niemand so glühend wie er die Persönlichkeit und die Verdienste des Gründers der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft gepriesen, niemand das Bild und den Namen Kaiser Wilhelm II. tiefer in das Herz des deutschen Volkes zu prägen sich bemüht. Daran sei doch angesichts seiner Kaiser-Wilhelm-Kandidatur dankbar erinnert.

„Ein Herrscher von großem Schnitt, um den das Ausland uns von jeher beneidet hat“, — so pries Herr Becker Wilhelm II. „Ja Deutschland und der Kaiser sind eins. Als er die Zügel der Regierung ergriff, da begann eine neue Zeit; die Welt stand so im Banne seiner Persönlichkeit, daß sie überall des Kaisers Geist zu spüren glaubte. . . In der Arbeit sind Fürst und Volk zusammengewachsen. Und das dankt ihm das Volk.“ So Herr Becker. Wann je wurde Wilhelm II. psalmobischer gefeiert? Nicht nur geredet hat Herr Becker so. Er hat es auch drucken lassen, und hat es zu Kaisers Geburtstag an die Studenten verteilen lassen. Und uns geht es beinahe so wie ihm; wir möchten's auch am liebsten unverkürzt drucken von dem schönen Anfang, der des Kaisers Geburtstag feiert als „das Fest des Volkes“, bis zu dem schönen Schluß, wo Herr Becker uns alle beschwört: „Stellen wir uns hinter unsern Kaiser, dem unser Dank, dem unsere Zukunftshoffnung, dem unser Gelöbniß und unsere Huldigung erklingt, mit dem Gruß der Treue: Seine Majestät, unser allergnädigster König und Kaiser, er lebe hoch, hoch, hoch!“

Und diesen Psalmisten Wilhelms II. sollte man nicht zum Vorsitzenden einer Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft wählen wollen? Wer könnte berufener sein? Wer könnte am Stiftungsfest marktigere Worte finden zur Feier des Stifters? Und — rein wissenschaftlich gesehen — welcher universalere Geist, der heute freudig mit Wilhelm II., dem „Herrscher von großem Schnitt eine neue Zeit beginnt“, und der morgen auf's unbefangenste und nicht minder freudig in dem Reichspräsidenten Ebert „eine neue Epoche deutscher Geschichte“ begrüßt. Welch ein umfassender Geist, der heute die Monarchie und den Monarchen ekstatisch feiert und morgen „eine freudige Bejahung der Republik fordert“. Welch eine große, köstliche Seele, die an Kaisers Geburtstag die Herzen der Studenten befeuert: „Behalten Sie, was Sie jetzt miterleben! Was wir empfinden, es droht uns zu sprengen . . . Er lebe hoch, hoch, hoch! . . .“ und die bei der Verfassungsfeier der Weimarer Republik ebenso aufrichtig „das große und köstliche Geschenk der Republik“ preist.

Wie? Gesinnung mit doppeltem Boden? Aber niemand hat die treffender gegeißelt als Herr Becker. Ueber einen, der ihm verdächtig schien, an einem Tag monarchisch und

am andern republikanisch sich gestimmt gezeigt zu haben, über einen so Verworfenen und seine notwendigerweise unheilvolle Wirkung gerade als Hochschullehrer und Jugendbildner urteilte Herr Becker treffender als irgend jemand es könnte noch vor zwei Jahren: „Was für eine Verwirrung muß da in den Köpfen unserer Jugend entstehen, die doch schließlich glaubt, daß es eine doppelte Wahrheit nicht gibt, sondern nur eine einheitliche.“

Und gegen einen Mann, der so das Wahre fühlt und sieht und sagt, sollten wir Stimmung machen, wenn er für den Vorsitz in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft kandidiert? Man muß uns grausam mißverstanden haben. H.

Raum glaublich!

In den Wochen kurz vor der Rheinlandräumung war die deutsche Öffentlichkeit durch Pressemeldungen beunruhigt worden, nach denen die Franzosen die Sicherheit der rheinischen Eisenbahnen durch Anlegung von Minenkammern gefährdet hätten und die Bahnanlagen in diesem Zustand der deutschen Verwaltung zu übergeben dächten. Wie dem deutschnationalen Abgeordneten Dr. Quaat aus dem Reichsverkehrsministerium mitgeteilt wird, treffen diese Mitteilungen zu. Sowohl in den Bahntunnels bei Oberwesel und Obernhof (Lahn) wie in dem Tunnel bei Eppstein an der Strecke Limburg—Frankfurt sind von der Besatzung im Jahre 1925 Minenkammern angelegt worden, durch die die sofortige Zerstörung der Kunstbauten und damit die Stilllegung des Bahnbetriebes ermöglicht worden wäre. Die „Sicherheit der Besatzung“ habe diese Maßnahme erfordert. In dem Brief heißt es weiter: „Die Tatsachen sind den beteiligten Ressorts des Reiches und Preußens und den örtlichen Stellen seit Anlegung der Kammern bekannt. Sie waren unter dem Gesichtspunkt der Gefährdung der Standsicherheit der Kunstbauten verschiedentlich Gegenstand der Verhandlungen mit der Gegenseite. Die Bedenken, die in dieser Beziehung auf deutscher Seite bestanden, sind durch Ausführung der für die Standsicherheit der Bauwerke erforderlichen Maßnahme durch die deutsche Reichsbahngesellschaft behoben worden. Im übrigen erschien es nicht angebracht“ so heißt es dann in echt deutscher „Loyalität“ weiter, „weitere Schritte gegen das Vorgehen der Besatzung zu unternehmen, weil deutscherseits nach sachverständiger Ansicht kein Interesse bestand, die der Gewährleistung der Sicherheit der Besatzungstruppen dienenden Maßnahmen zu beanstanden.“

Man wird diese Erklärung eines deutschen Ministeriums nicht ohne Staunen lesen können. Und man wäre wohl berechtigt zu fragen, was für „Sachverständige“ das wohl gewesen sind, die derartige Besorgnisse um die „Sicherheit der Besatzungstruppen“ an den Tag gelegt haben! Auf Grund welcher Tatsachen haben diese Herren eine „Gefährdung der Sicherheit der Besatzungstruppen“ überhaupt feststellen können? Waren diese Tatsachen so gravierend, daß sie die Gefährdung und Zerstörung der deutschen Bahnanlagen gerechtfertigt erscheinen ließen?

„Walpurgisnacht“

Walpurgiernacht auf dem Youngblocksberg

Michel

Sie werden Dich auch diesmal äffen
Sie wissen halt, wie schlapp Du bist,
Du wirst die rechte Wahl erst treffen,
Wenn keine mehr zu treffen ist.

Erfüllungspolitik

Erfüllungspolitik enthüllt
Sich innen als Verzehrung:
Wer Andern ihre Säcke füllt
Sorgt für der seinen: Leerung!

Arbeitslose

Drei Millionen arbeitslos —
Sechs Millionen Zettel —
Einhundert M. d. R.! — Famos!
So schmeißen wir den Bettel!

Wer einmal lügt . . .

Sie logen: Dieser Young'sche Plan
Bringt unsere Steuern nieder! —
Im Gegenteil, sie schwollen an —
Wer glaubt den Lügnern wieder?

Hindenburg

Du hast im Volksbegehren Dich
Dem Youngplanblock verschrieben!
Wir wählten Dich, wir ehren Dich —
Sie nützen Dich — wir lieben!

Falscher Schlüssel

Nun zeigt sich, rief man, ob wir Volk
Des Staats, ob Interessenten! —
Wer ward gemolten und wer molkt?
Intressen, Amt und Renten??

Ausgetreten

Mit Hugenberg als Führer kam
So mancher nicht zu Gnaden,
Nun handelt er den gleichen Kram
In einem andern Laden —

Unentwegt

Zwölf Jahre lang ist der Beschiss
Am Volke gut gegangen,
Im Lügen fest! So läßt gewiß
Es sich auch dies Mal fangen!

Ostmarkenhilfe

Das Junktim heißt: Es wird das Feld
Des Ostens ohne „Marken“ bleiben.
Der Schwarze gibt nur denen Geld,
Die ihre Seele ihm verschreiben.

Evangelischer Volksdienst

Sie gingen, ihres Wortes froh,
Fort aus der Burg der Rechten.
Kreuzbrave Leute helfen so
Aus Unverstand dem Schlechten.

Dito

„Rein evangelisch“ — süßer Ton!
Und „Dienst am Volke“ — prächtig!
Nur macht Ihr — siehe: Dotation!
Die Römische Sache mächtig!

Zwei Paar Stiefel

Mit „Friede Freiheit Brot“ begann
Das Neue Reich der schiefen Phrasen!
Heut sieht schon ein Regierungsmann:
„Den Hunger durch die Gassen rasen“.

Am Seile . . .

Wie konnten sie den Bauern fassen?
Ja, siehst Du nicht, am Halse glunzt ihm
Ein Seil, ihn dran herabzulassen,
Man heißt dergleichen Seile: Junktim!

Mann aus dem Volke

Wir wissen, wo der Schuh sie drückt,
Wir Männer aus der Masse.
Nun ja, nur tut nicht so verrückt:
Den Ausschlag gibt die Kasse.

S. P. D.

Es rufen: „Tod dem Kapital!“
Die roten Marxer Knaben —
Und doch sind sie bei dieser Wahl
Die Einzigen, die es haben!

Neuer Name

Konservative Staatspartei!
Die Namensfindung brauchte Nerven!
Es tönt und schettert nebenbei
Wie leere Büchsen von Konserven!

Ueberläufer

Sie liefen weg, zuerst die Schieler,
Dann Nummererei und Mittelstand —
Wohin? Zum Ziele aller Zieler:
Zum Reichs- und Landes-Mittel-Stand!

Hinein in die Regierung!

Heute gilt nicht mehr die Ueberzeugung,
Wer umfällt, ist der wahre Held.
Absplitterung, Hinüberbeugung:
Regierung fein, heißt: Baares Geld!

Sittenwechsel

Einst haben sie mit „Gott mit uns!“
Für Reich und Recht gestritten.
Nun schreien Alle: „Geld für uns!“
— So ändern sich die Sitten!

Profet

Es klingt ein böser neuer Ton
Mir immer in den Ohren:
Die zweite Revolution
Steht schon vor unsern Toren.

Bismarck — und?

Wie kommt es nur, daß die Geschichte
So selten einen Scheitel weicht?
Die Schwierigkeit liegt im Verzichten
Auf jede Sondereitelkeit.

Einwand

Was soll das Reimen von der Wahl?
Es ist ja doch vergebens!
Gewiß! „Vergebens“ ist nun mal
Die Quintessenz des Lebens!

Trost

Was hilft das ewige Stimmenzählen?
Es rettet weder Volk noch Staat.
Der Wille übertrumpft das Wählen
Die Freiheit ist das Kind der Tat.

Die Unbekümmerten

Hinweg mit Euch! Das Maß ist voll,
Erfüller und Vermittler!
Wenn Deutschland ehrlich werden soll —
Wählt Hugenberg! Wählt Hitler!